

Georg Christoph Tholen

Die Metaphorizität des Medialen.

(Auszug aus dem **Vortrag**, gehalten am 6. 6. 1999 auf der Tagung ‚**Metaphern des Unmöglichen**‘, veranstaltet von der Gesellschaft für Historische Anthropologie, FU Berlin (Leitung: Prof. C. Wulf u. Prof. D. Kamper))

[...] Der Frage, welches möglicherweise Metaphern des Unmöglichen sind, darf – unter philosophischem Vorzeichen – eine andere vorausgehen: Worin besteht denn ‚eigentlich‘ der Begriff der Metapher in der bisherigen Tradition der Metaphysik? Denn wenn sich zeigen läßt, daß in dieser begrifflichen Fassung selbst schon eine Unmöglichkeit, genauer: eine Diskordanz zwischen Begriff und Metapher seit Platon und Aristoteles wirksam ist, aber unbedacht blieb, dann hieße dies für unsere Fragestellung: Die Metaphorizität markiert an sich selbst schon den Spielraum des Unmöglichen.

Metaphorizität eröffnet und *überträgt* das Spiel der Metaphern, in dem ‚sie selbst‘ jedoch nicht stillgestellt werden kann. Metaphorizität entzieht sich der begrifflich fixierten Opposition von eigentlichem Begriff und bloßer, veranschaulichender Metaphorik. Doch was heißt hier – so die meines Erachtens für unsere Thematik wegweisende Frage Jacques Derridas [u.a. in: ders., *Der Entzug der Metapher*, in: Volker Bohn (Hg.), *Romantik. Literatur und Philosophie (Internationale Beiträge zur Poetik)*, Frankfurt/M. 1987, S. 317 – 355) die Redefigur der Selbigkeit? Was heißt ‚selbst‘ und was ‚eigentlich‘? Ist es nicht eben diese *Gegenüberstellung von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit*, Sinnlichkeit und Intelligibilität, von der der metaphysische Begriff der Metaphorik lebte und die doch – als metaphernreiche Opposition – den Versuch, umetaphorisch die Metapher zu bestimmen, in Verlegenheit brachte. [...]

Diese in der philosophischen und literaturwissenschaftlichen Debatte heute reflektierte Irritation jedenfalls, die uns von Platon über Aristoteles zu Locke, Condillac, Kant (vgl. insbesondere den § 59 seiner Kritik der Urteilskraft, in der die rhetorische Natur der Unterscheidung zwischen schematischen und symbolischen Hypotyposen thematisch wird) zu Nietzsches ‚Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn‘ führen kann (bzw. sollte), markiert – wie Anselm Haverkamp nachgezeichnet und für heutige Fragen aktualisiert hat – eine mühselige Anerkennung der tropischen, d.h. weder eigentlichen

noch uneigentlichen, sondern gegen-wendigen Differentialität der Sprache. (Vgl. zu diesem m. E. unhintergehbaren state of art des metaphorologischen Sprachdenkens - von Jakobson bis Lacan, von Blumenberg bis Ricoeur, Paul de Man [vgl seine ‚Epistemologie der Metapher‘] und Derrida - den Band von Anselm Haverkamp ‚Theorie der Metapher‘ Darmstadt 1983 [2. Aufl. 1996]; weiterführend auch: Christiaan L. Hart Nibbrig (Hg.), Was heißt „Darstellen“?, Frankfurt/M. 1994, darin insbesondere die Beiträge von R. Gasché, W. Hamacher u. Ph. Lacoue-Labarthe.) [...]

Jedenfalls steht die binäre Opposition von figürlicher und eigentlicher Bedeutung zur Disposition; und mit ihr die hierarchische Wertigkeit von Begriff und Metapher. Dekonstruiert man dieses Verhältnis nicht, so schreibt sich gerade in den bisherigen Theorien des Technischen, näherhin in den zeitgenössischen Medientheorien, eine unfreiwillige Metaphorik des Leiblichen bzw. des Technischen fort: Der reine Technik-Diskurs basiert ebenso wie die gegenstrebige, den Verlust des Körpers nachtrauernde anthropologische Kulturkritik auf einem Schema des Leibes und Subjekts, mit dem unter positivem wie negativem Vorzeichen nur jeweils metaphorische Ersetzungen vorgenommen bzw. ‚modelliert‘ werden, die Logik der Ersetzbarkeit selbst aber – d.h. die jeder instrumentellen Zuordnung vorgängige Metaphorizität des Technischen - stets schon in dem jeweiligen Verständnis instrumentierter (implementierter) gestaltungen metaphorisiert hat. Wie könnten demgegenüber – als Gegenzug oder Entzug - die Konturen einer negativ-anthropologischen Theorie der Medialität als Metaphorizität aussehen? Erlaubt uns die Bestimmung des Metaphorischen als unvordenkliche Übertragbarkeit im Anschluß an Derrida eine Distanznahme gegenüber dem anthropologischen wie instrumentellen Medien- und Technikverständnis (Vgl. hierzu auch die Beiträge von H.-D. Bahr, H.-J. Lenger, S. Weber u.a. in dem Band ‚Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien, hg. v. S. Schade u. G.C. Tholen, München 1999]

Die Frage, ob Medien einen tiefgreifenden Wandel von Gesellschaft, Kultur und Wahrnehmung markieren, ist keine randständige mehr. Wir fragen nicht mehr nur im Sinne der Wirkungsforschung nach einzelnen Massenmedien wie dem Telefon, dem Film, dem Radio oder dem Fernsehen, sondern nach den medialen Bedingungen der Kultur überhaupt.

Die verbreitete Klage über das ‚Ende der Schriftkultur‘ und über die ‚Dissoziation der kulturellen Öffentlichkeit‘ wiederholt nicht nur vergleichbare Abwehrgesten gegenüber

kulturellen Umbrüchen, wie sie bei der Entstehung des Buchdrucks, des Films und des Computers als Medium auftauchten, um der vermeintlichen *epochalen Zäsur* technischer Medien (vgl. Tholen 1998) zu widerstehen. Vielmehr zeigt sich nunmehr – angesichts der heutigen Disponibilität einzelmedialer Repräsentations- und Erzählweisen – die Hilflosigkeit des kulturkritischen Gestus an ihm selber: Die lebensphilosophisch grundierte Annahme etwa eines un-mittelbaren und medien-fernen Körpers verliert deshalb ihre Attraktivität, weil der immer schon medial geprägte bzw. ‚eingerahmte‘ Konstruktionscharakter von Erzählweisen, Gedächtnisformen, Wahrnehmungsstilen und Wissensordnungen mit der Indifferenz (Beliebigkeit, Gleichgültigkeit) des digitalen Mediums gegenüber den von ihm simulierbaren Sinnbezügen *als solcher* deutlicher hervortritt. Diese Indifferenz ist jedoch keine bloß informationstechnische: Die pure Materialität des Signifikanten in Gestalt des binären Codes, dessen Sinnvorbehalt und Sinnferne ja darin besteht, daß er nicht danach fragt, was (welche Botschaft) übertragen wird, sondern daß übertragen wird (cf. J. Schreiber, F. Kittler, W. Hagen, alle in: *Computer als Medium* bzw. *HyperKult*, passim), vermag nicht den medialen Spielraum zwischen den Medien selbst auszuloten. Vielmehr verweist die nicht mit sich identische Aleatorik oder Alterität der Zeichen und Leerstellen, die sich in der axiomatischen, strikt relationalen (nicht-essentialistischen) Stellenwertlogik der binären *Codierbarkeit* als diskursive Formation anschreiben läßt auf die Möglichkeit und Unmöglichkeit eines In-Differenz-Setzens (Heidegger, Derrida) der Techne als Vorbehalt und Vorenthalt gegenüber ihren jeweiligen instrumentellen Gestaltungen: Erst von einem Selbstentzug des Technischen aus werden die historisch beschränkten Repräsentationsweisen sichtbar oder lesbar. Medialität ist also nicht gleichzusetzen mit den materialen Bedingungen der Kommunikation, vielmehr erlaubt sie erst die Markierung dieser ‚materialen Bedingungen‘, d.h. die Situierung von Leitmedien und die Verschiebung oder Implosion vormaliger Mediendominanzen. So jedenfalls scheint mir der Foucault'sche Begriff des Dispositivs erst auf die Analyse der Archive der technischen Medien anwendbar – ohne positiven oder negativen hegelianischen Abschluß. Der technische Vorbehalt des ‘Mediums’ gegenüber dem, was es ‘überträgt’, kann so erst zum epistemologisch eigenständigen Horizont der Medientheorie und –geschichte werden. [...]

Worin zeigt sich diese eingangs genannte ‚uneigentliche‘ Metaphorizität des Medialen? Sie findet sich, wie ich bereits angedeutet habe, in dem informationstechnischen Diskurs über den Computer *als Medium* selbst, in der prostitutiven Nachgiebigkeit des digitalen

Codes gegenüber Zweck- und Kontextbedingungen, die vordergründig – schaut man sich beispielsweise die politischen Planungen, Programme und Visionen zur Verschmelzung von Fernsehen, Computer und Telekommunikation an – auf eine Maßlosigkeit der Medien (cf. H.-D. Bahr u. H.J. Lenger) verweisen, von der ausgehend man die Vorschriften der Normierungen des Gebrauchs studieren kann. Mit der digitalen Codierbarkeit lassen sich die Verfahren der Speicherung, Übertragung und Verarbeitung von Signalen und Daten, die wir als unterschiedliche Einzelmedien zu benutzen gewohnt waren, auf ein Medium übertragen. Diese *Übertragbarkeit* nun betrifft aber nicht allein die Simulation von Texten, Bildern oder Tönen, nicht nur die als Benutzer-Oberfläche re-inszenierbaren Darstellungsweisen unterschiedlicher Medien. Vielmehr eröffnet sich mit dieser gestalteröffnenden und –verschiebenden Konfigurierbarkeit (im Sinne Walter Benjamins) ein – sit venia verbo – immaterieller Raum von Einschnitten (cf. Tholen über Heidegger und die Situierung der re-produktiven Einbildungskraft)). Eben dieser offene Raum wird instantan übersetzt in den leeren Raum, den es zu besetzen gälte. Hier springen die kulturkritischen wie –optimistischen Diskurse über den Cyberspace ein, in dem dessen telematische Maßlosigkeit mit quasi-religiösen Utopien einer globalen Gemeinschaft ebenso besetzt wird wie mit einem ‚schlecht unendlichen Pragmatismus‘, der in der Mittelhaftigkeit der neuen Medien den Abschied von Geschichte und Zweckhaftigkeit überhaupt angekommen sieht. [...]

Doch die Frage nach informationstechnischen Dispositiven ersetzt nicht die nach ihrer ästhetischen Disponibilität oder Metaphorizität. Vielmehr werden mit der digitalen Exponierbarkeit von sich wechselseitig fragmentarisierenden ‘Erzählweisen’ der Photographie, des Films, des Theaters und der Videokunst diese selbst als Konfigurationen sichtbar. Die *Interferenz* zwischen alten und neuen Medien ist keineswegs eine bloß technische Konkurrenz zwischen Einzelmedien (Literatur und Photographie, Theater und Film usw.), wenn man darunter eine datierbare Abfolge von technischen Erfindungen versteht, sondern eine *Überlagerung* von medialen Weisen der *Sichtbarkeit* (Wiesing 1997).

Der gemeinsame Nenner in den bisherigen Definitionen der Medialität der Medien ist nun aber jene seltsam zwiespältige Metaphorik, die nicht aufzugehen scheint in instrumentellen Zweck-Mittel-Bestimmungen, deren regionaler Geltungsanspruch auch im multimedialen Kontext natürlich gültig bleibt. (auch im Feld der Softwarekrisen und ihrer jeweiligen Problemlösung). Jedoch scheint der pragmatische Horizont der

Verwendbarkeiten selbst diffuser zu werden. Vielleicht kann man sogar von einer Diffundierung referentieller Horizonte überhaupt sprechen (Hier die Frage des Status des Bildes, des Imaginären im Sinne Kampers). Irritierender jedoch für das Technik-Denken ist der von sich selbst als einem *lokalisierbaren* Raum loslösbare Spielraum der Medien: Es ist gerade seine 'unsichtliche' Vor-Gegebenheit, die zum Fokus der Aufmerksamkeit wird. Unser Verständnis des medialen Charakters von Welt-Repräsentationen wird disponibler, will sagen: offener für nicht-essentialistische Relationen. Bereits die der Nachrichtentechnik entlehnte Definition der Medialität als *sinn-indifferente* Übertragung von Botschaften (Kittler 1988) zeigte uns die ,einspringende' technikgeschichtliche Vorraussetzung des ,Sinnvorbehalts'. Daß hiermit zugleich in der Wissenschaftsgeschichte – näherhin mit den Semiotiken - die Auflösbarkeit der Dinge und insbesondere der ästhetischen Objekte in ein 'bloßes Relationsgefüge' beschreibbar wird (Auflösung des ontologischen oder referentiell gefaßten Zeichenbegriffs) hat für die Naturwissenschaften (näherhin die Biologie) Hans Jörg Rheinberger (u.a), für den Diskurs des Ästhetischen Lambert Wiesing (in seiner Analyse der Schnittmenge von formaler Ästhetik, Phänomenologie und den 'formativen, manipulativen Diskursen der neuen Medien) gezeigt. Ich darf eine markante Stelle zitieren:: "Die Relationalität von Dingen wird nicht über eine verbindende Entität erklärt, sondern umgekehrt die Eigenständigkeit der Relata verliert an Wichtigkeit zugunsten der reinen Art und Weise des Verbundenseins." (Wiesing 1997, S. 46). Mir geht es um die dekonstruktive Supplementierung dieser 'reinen' Relationenlogik, die ohne eine Bestimmung dieses ortlosen Zwischenraums der Medialität als Metaphorizität nicht auskommt.

Die Metaphorizität der Medien geht, wie Heidegger in seiner Analyse der Axiomatik der 'bestellbaren' Sprache der Informationstechnologie vorgreifend bemerkt hat, in anthropologischen oder instrumentellen Definitionen nicht auf: sie ist indefinit. Der vorgegebene Horizont der Diskurse über die neuen Medien jedoch ist ein seltsames Amalgam aus *pragmatischen* und *metaphorischen* Bestimmungen. In Ihrer jeweiligen Rhetorik aber teilt sich die Metaphorizität des Medialen als Mit-Teilbarkeit (mit Bindestrich) mit. Nehmen wir nur eine Aussagefigur, die von der verlorenen oder transparenten Gemeinschaftlichkeit des Raums mit sich selbst spricht: Der angeblich 'reale, natürliche Raum' der Welt würde im Zeitalter des globalen Internets und der digitalen Manipulierbarkeit **ersetzt** durch den 'virtuellen' Raum. Dieser entleerte oder beliebig füllbare Raum konkurriert also mit einem künstlichen.

Im anthropologischen oder besser lebensphilosophischen Diskurs wird eben die ‚Natur‘ dieses Ersatzes, die anthropologisch unhintergehbare Logik der ‚Ersetzbarkeit‘ (d. h. die im Sinne Cassirers a priori künstliche Welt der symbolischen Formen) nicht reflektiert: sie gilt als Störung des Lebendigen: Die Welt wird dadurch verdoppelt. Mit dieser aporetischen Doppelgängerphantasmatik, die manche zeitgenössische Medientheoreme endlos wiederholen, wird ein ontologischer Gegensatz von echter und simulierter, wahrer und scheinbarer Realität rhetorisch versichert. Der ontologische Gestus artikuliert sich in der manichäischen Zweiwertigkeit von ‚ursprünglicher Unmittelbarkeit‘ und ‚entfremdeter Künstlichkeit‘, wie Stefan Münker präzise resümiert hat:

“Um eine Realität im Sinne des [...] Konkurrenzverhältnisses als eine *bloß* virtuelle zu bestimmen, muß man [...] davon ausgehen, daß es eine *ursprünglichere* Wirklichkeit gibt, zu der jene erst hinzutritt - um ihr dann möglicherweise die Vorherrschaft streitig zu machen. [...] Wer *virtuelle* Realität sagt, unterstellt damit zugleich [...], es gebe eine *einzige eigentliche und wahre* Wirklichkeit. Das ist falsch. Ebenso absurd ist freilich auch das Gegenteil - die [...] Annahme einer Ubiquität des Scheins, wie sie heute beispielsweise Baudrillard wiederholt mit der Unterstellung, wir führten längst schon ein Schein-Leben ‘im endgültigen Nihilismus’, in dem es ‘kein Jenseits der Simulakren’ mehr gibt. [...] Es gibt keine ‘*virtuelle* Realität’, weil es ‘*die eigentliche Wirklichkeit*’, nicht gibt, gegen die jene sich abgrenzen müßte.” (Münker 1997, S. 117-118)

Ich habe an anderer Stelle das imaginäre Schema bzw. die Diskursregel dieser imaginären Bipolarität zu situieren versucht (Platzverweis). Ich fasse hier die Kernthese nochmals zusammen: Technische Medien zu fingieren als prothetische Ordnungen eines ‚Selbst‘ oder ‚Wir‘, also als ureigenster Bestand des Menschen, verdoppelt den anthropomorphen Narzißmus noch dort, wo sein erträumtes oder beklagtes Ende beschworen wird. Denn der Fetischismus dieses Schemas liegt in der Fiktion, es gäbe ein vom dinglichen Schein des technischen ablösbares Eigenes, ein verstellungs- und ersatzloses Proprium, dem zuliebe jeder falsche Schein sich aufzuösen habe. Das unbefleckte Ideal dieses anthropomorphen Narzißmus spaltet hierbei notgedrungen seine selbstbezügliche Denkfigur zwischen verllorener heiler Vergangenheit und vorweggenommener paradiesischer Zukunft auf: Das lebendige müße die tote Hülle des Technischen abstreifen, um nach überwundener Entfremdung mit der reinen Transparenz des ursprünglich Lebendigen wieder zusammenfallen zu können. Die Verlustmetaphorik gegenüber technischen Neuerungen möchte den Spielraum der Medien in einen (heimatlich) vor-gegebenen und deshalb vertrauensstiftenden Horizont zurückholen, das

Hinzu-Kommende jeder ‚Tele-Technik‘(Derrida) zugunsten der statuarischen Bilder und Metaphern einer verfügungstolzen Gegenwart zurücknehmen.

[...] Doch kommen wir zur metaphorischen Schnittstelle des digitalen Mediums zurück, die in seiner instrumentellen, werkzeughaften Definition als *universelles Medium der symbolischen Verarbeitung von Zeichen, Maschinen und Medien* auf eine nicht-metaphorisch restringierte Metaphorik verweist:

In der die Vielfalt der Verwendungen bewahrenden Bestimmung des Computers *als* Rechenmaschine, Schreibmaschine, Werkzeug, Apparat oder Kommunikationsmedium artikuliert sich ein an sich selbst unentscheidbarer Spielraum von *Als-ob*-Bestimmungen, die dem Computer nicht äußerlich sind. Ihm aber auch nicht inhärent sind. Anders gesagt: Die Äußerlichkeit rein relational bestimmter Als-Ob-Bestimmungen markiert ja die digitale Möglichkeit der Re-Präsentation von indifferenten, medialen Formen und Oberflächen. Diese gestaltwechselnde Offenheit supplementiert jedwede ‚Identität‘ des Computers *als* Rechner, schiebt sie auf. In diesem un-eigentlichen Spielraum der Metaphorizität taucht ein Begriff der Medialität auf, den ich das Feld *ortloser* Platzverschiebungen nennen möchte. Mit ihm taucht ein Begriff und Raum des Ästhetischen auf, der diese Platzverschiebung bzw. –verschiebbarkeit konturieren hilft. Die korrespondierende Nähe der Wendbarkeiten der digitalen Maschinerie mit der *Techné* der Kunst ist freilich keine unmittelbare. Doch die Loslösbarkeit von instrumentellen Bezügen, die gemeinhin dem Ästhetischen als Ort des ‚interesselosen Wohlgefallens‘ zugeschrieben wurde und als *differentielles Spiel des Erscheinen-Lassens* (vgl. hierzu: Derrida 1994, Nancy 1994) neu gefaßt wurde, ist unter den Bedingungen der digitalen Indifferenz gegenüber Zeichen, Bildern, Tönen und Poetiken als *In-Differenz-Sein des Technischen* selbst zu reformulieren. Medialität im metaphorologischen Sinne hieße also: Ex-Position medialer Gestaltwechsel durch Gestaltentzug - ein stets kon-figurierbarer Zwischenraum zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, in dem sich dieses uneigentliche, ursprungslose ‚Zwischen‘ stets neu *re-präsentiert*.

Ist mithin der von Kulturinformatikern und Medienwissenschaftlern einhellig formulierte Befund, daß der Computer als programmierbare Maschine zum “ *Integrator* aller vorherigen Medien” (Coy 1994, S.30) wird bzw. in alle bisherigen Medien *übertragen* wird, nur ein metaphorischer, also uneigentlicher? Doch worin unterschiede sich das nicht-metaphorische, ‘eigentliche’ *Sein* des Computers ‘*als solches*’ von seinen bloß *übertragenen* Bedeutungen, die in den multimedialen Repräsentationen endlos zu

wuchern scheinen? Und wäre die Aussage über das Sein des Computers, die begriffliche Identität des materiellen Seins des digitalen Mediums *als* solchem, dank dieser Selbstunterscheidung, die das Wörtchen ‚als‘ bekundet, nicht selbst schon eine definitionsgemäß metaphorische? Wie ich eingangs zu zeigen versuchte, geht bereits die Definition des Computers *als Turing-Maschine* - d.h. als die das formallogische Modell der Berechenbarkeit technisch realisierende *Rechenmaschine* - mit derjenigen der *medialen Repräsentierbarkeit* von zweckunspezifischen Daten einher. Diese grundlegende Metaphorizität betrifft, wie die Geschichte der nicht auf *einen* singulären Ursprung zurückzuführenden Anfänge des Computers zeigt (vgl. W. Hagen zur disseminativen Genealogie der Technisierung der Schaltalgebra, der Maschinensprache und der Programmiersprachen, in: HyperKult) das Prinzip der Digitalisierung - d. h. die "Reduktion der Repräsentation auf logische Informationsverarbeitung" (Hagen 1994, S.145) unmittelbar: der informationstechnische Begriff des Mediums als eines "unitären Systems der Wandlung, Übertragung und Speicherung" (ebenda, S. 145) umschreibt eine metaphorische Medialität, die sich der traditionellen Entgegensetzung von Begriff und Metapher, von eigentlichem Sein und uneigentlicher Bedeutung entzieht.

[...] Dieser Entzug artikuliert sich in jenen medientheoretischen Definitionen, welche in systemtheoretischer Begrifflichkeit von einer zunehmenden Selbstbezüglichkeit /Selbstreferentialität der Medien (Luhmann, Krämer u.a.) sprechen: Die These nämlich, daß der Computer *als* symbolische Maschine in der Lage sei, jede andere symbolische Maschine zu repräsentieren, ist stimmig nur, wenn die Re-Präsentation thematisch wird: Wenn etwas anderes von etwas anderem an einen anderen Ort als den eigenen verschoben wird, mithin die übertragene oder repräsentierte Ähnlichkeit des Repräsentierten eine entstellte ist, verweist diese wiederholende Darstellung (Re-präsentation) auf einen *atopischen* Raum der *Übertragbarkeit*, ohne den sie nicht stattfinden könnte. Es ist dieser Raum der metaphorischen Unbeständigkeit, der die Als-ob-Bestimmungen des Computers überträgt: Das *Meta-Phorein* (Übertragen, Übersetzen, Transportieren) macht das Geschehen der medialen Repräsentation aus. Das *Meta-phorein* ist das Un-Mittelbare vor den mittelhaften Werkzeug- und Zwecksetzungen, denen die Medien als Mittel dienen. Der Computer *als* Medium existiert gleichsam nur, indem er sich von sich selbst unterscheidet, will sagen: sich in all seinen *interfaces*, seinen programmierbaren Gestaltungsweisen und Benutzer-Oberflächen verliert, also seine 'eigentliche' Bedeutung aufschiebt. Das digitale Medium ek-sistiert nur in seiner

vielgestaltigen Metaphorizität. Die Metaphorizität des Medialen, die ja auch schon für Einzelmedien wie dem Telephon, der Photographie, dem Film, dem Rundfunk usw. gilt, tritt also in der maschinellen Funktionslogik des Computers in ihrer Eigenart, sich als unbeständige Übertragung mitzu- teilen, zutage.

An dieser Stelle nun ist die Bestimmung des Entzugs der Metapher, der Metapher des Entzugs unabdingbar, um zu zeigen, dass diese Metaphorizität nicht nur für die Frage nach dem Ort der Medien wesentlich ist. Ich resümiere hier die Grundthese der Dekonstruktion Derridas, die Sie in seiner ‚Mythologie blanche‘ und – verdichtet – in seinem wegweisenden Aufsatz ‚Der Entzug der Metapher‘ zu finden ist, aber gewiß auch sein ganzes Werk ‚durchzieht‘:

Metaporikos - Übertragung, Übersetzung, Transport - besagt: wir sind, wie Nietzsche in seiner ‚Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne‘ formulierte - von Metaphern fortbewegte Passagiere. Daß man nicht un-metaphorisch von der Metapher handeln kann, heißt: Jeder Begriff der Metapher kann einer metaphorischen Behandlung unterzogen werden. Keine Lehre von der Metapher, keine Metametaphorik oder Metaphorologie ist ‚beständig‘ genug, um das Feld der Aussagen (der Episteme) zu beherrschen. Metaphorik passiert – als Un-beständigkeit; sie verzichtet auf sich als einer fixierbaren Identität oder eines eigenen Namens (Eigennamens), wofür Derrida das Wortspiel ‚Re-Trait‘ nimmt: Rückzug, Entzug und wiederholter Zug der Metapher. Ich zitiere: “ [...] Der Entzug der Metapher hätte somit die paradoxe Form einer unbotmäßigen und überbordenden Insistenz, einer überschwenglichen Remanenz, einer eindringlichen Wiederholung, die jeweils durch einen zusätzlichen Zug (trait), einen weiteren Gang, einen Rück-gang und einen doppelten Zug (retrait), den Zug (trait) markiert, den sie im Text selbst hinterlassen haben wird.” (J. Derrida, Der Entzug der Metapher, in: V. Bohn, Romantik, Literatur und Philosophie, S. 319). Derrida, Heideggers Formel aufnehmend, daß es nur innerhalb der Metaphysik das Metaphorische gäbe, zeigt, daß mit diesem Begriff der Metapher die ontisch-ontologische Differenz - der Entzug des Seins - nicht zu fassen ist. Hiervon ausgehend, problematisiert Derrida die von Paul Ricoeur zugespitzte klassische Aussage der Metaphysik, derzufolge das Metaphorische die Übertragung des Sinnlichen auf das Intelligible sei (mit der Gefahr der begriffsuntauglichen, uneigentlichen und mithin erkenntnishemmenden Abnutzung). Diese (in der Philosophiegeschichte sich wiederholende und fortschreibende (vg. hierzu Paul de Man) metaphysische Distinktion zwischen Begriff und Metapher erweist sich selbst als eine sich abnutzende Metapher,

welche die Auszehrung des ursprünglichen Sinns beklage usw. Derridas Alternative, verkürzt wiedergegeben: Es gibt weder ‚die‘ Metaphysik‘ noch ‚die‘ Metaphorik als säuberlich getrennte Sphären des reinen Intelligiblen und des unreinen Metaphorischen, wohl aber das ‚es gibt Übertragung‘, das Meta-Phorein, das vor der begrifflichen Absetzung des Begriffs von der Metapher eben diese metaphorisch aufgeladenen Opposition ‚rein‘ / ‚unrein‘ ins Spiel bringt: Der Text der Metaphysik über die Metapher handelt metaphorisch von der Metapher. Folglich ist das Argument der Metaphysik nicht von der Metapher als einer ihr äußerlichen oder gar feindlichen Grenze umgeben, sondern von ihr durchzogen: Der Entzug des Metaphorein zersetzt die Opposition Metaphysik-Metaphorik, die die Metaphysik ihrerseits zu setzen versuchte. Mit Heideggers Ereignis als Ent-Eignis (vgl. M. H., ‚Zeit und Sein‘) und Freuds ursprungsloser Wunderblock-Schrift des Unbewußten bekundet sich – denkgeschichtlich – eine Epochalität der Epoché, d.h. ein Sich-Entziehen des Seins, das sich zurückhält, einbehält, aufschiebt. Dieser Selbstaufschub des sich entziehenden Seins ermöglichte die Wendungen und tropischen Figuren wie ‚eigentlich-uneigentlich‘ innerhalb der Metaphysik selbst: Wenn beispielsweise die platonische Metaphysik den Begriff der Metapher von einer Bestimmung des Seins als eidos/ontos her behandelt, dann artikuliert sie darin ihre eigene tropische Struktur, die sie –als solche – zugleich verbirgt (nämlich die Figur eigentlich/uneigentlich). Die Metaphysik ‚als Trope‘ oder metaphorischer Umweg besteht darin, daß sich das Sein ‚selbst‘, das ‚eigentliche‘ Sein, nur dank einer metaphorisch-metonymischen Verschiebung benennen läßt, da es sich ja nur offenbaren kann, indem es sich in einer epochalen, d.h. sich vom Schatten der Abbilder *abschattenden*, *Ur-Idee* zurückzieht. Seine Bestimmung als dem der Schattenwelt verborgenes und diesem entzogenen Seins führt den Entzug ein: die Verhüllung oder Verbergung des Seins. Dieser im Diskurs der Metaphysik eingeführte Selbstenzug markiert sich in dem epistemologischen Status des ‚als‘: Das Sein ‚als solches‘, *als* eigentliches ist ja unvermeidlich durchkreuzt von diesem ‚als‘ in der Bestimmung des Seins als ‚Eidos‘ als ‚Subjektivität‘ usw. Der Gebrauch der Metaphorik, ihr usueller Status wohnt der Sprache der Metaphysik notwendigerweise inne. Will man weder bloß metaphorisch noch metaphysisch über das Sein sprechen, bedarf es einer weiteren, supplementären „Metaphern-Faltung“ (Derrida), bedarf es eines Entzugs der Metaphysik, eines Entzugs des Entzugs des Seins. Anders gesagt: In der Bestimmung des Meta-Phorischen muß ein weiterer Zug bzw. Entzug hinzukommen: es gibt – so Derrida in seiner Verschiebung von Heideggers Sprache-als Haus-Metaphorik, einen Entzug, der erst von der ontisch-ontologischen Differenz sprechen läßt, d.h. den Zug einer *auf-*

reissenden, ein-schneidenden Zeichnung des Zuges, der die jeweilige Nähe von phänomenalisierbaren Erscheinungen stiftet, aber *als* Auf-Riß nicht vertraut, heimisch oder anwesend gemacht werden kann. Dieser Gestalt allererst verleihende Riss hat keine ‚eigene‘ Phänomenalität, sondern gibt diese allererst: Der Entzug der Metapher ist nicht die Instanz einer ontologischen Kopula. Das *Es gibt* des *re-traits* (Rückzugs) ist weder eigentlich, noch buchstäblich noch bloß bildlich (metaphorisch), weder Ding, noch Seiendes, noch Sinn, sondern – als Auf- Reissen - der temporale Aufschub der Differenz ‚selbst‘, die sich von sich als einer eigenen oder eigentlichen Identität unterscheidet.

In der Bestimmung des Computers *als* Medium zeigt sich uns diese Metaphorizität der Medien als Übertragbarkeit von weder bloß eigentlichen noch uneigentlichen Metaphern (multimediale Metaphoriken oder Repräsentationen). In diesem Sinne ist das Feld der Mediananalyse nicht das einer reinen oder gar ontologisierenden Technikgeschichtsschreibung. Vielmehr erlaubt diese – hier grob skizzierte – metaphorologische Perspektive, die Frage der Historischen Anthropologie (und der Kulturosoziologie) anders als im gewohnten Diskurs der Kulturkritik (Verschwinden des *Menschen* in und durch seine technologischen Entäußerungen) zu stellen. Es gilt, die im alltäglichen Umgang mit den computergesteuerten Medien zumeist kommunikationstheoretisch gefärbten und eingewohnten Kategorien der *Interaktion*, der *Schnittstelle*, der *Simulation* oder *Repräsentation* auf ihre Voraussetzungen hin zu befragen, und zwar so, daß die nicht-anthropologische Eigenart des Medialen gewahrt bleibt. Man kann diesen Fragehorizont ‚Phänomenologische Randgänge‘ nennen, wenn darunter verstanden wird, daß Medialität als unsichtbaren Rand der Sichtbarkeit (historische Rahmensetzungen medialer Repräsentationen) zu situieren ist.

Bereits die Binnenanalyse des Computers, d.h. des Binär-Codes des *Prozessors*, hatte uns gezeigt, daß eine mediale Kluft zwischen dem Prozessor und seiner *symbolisch* strukturierten Programmierung besteht: Programmiersprachen sind ebenso wie die sog. ‚hochsprachlichen‘ Quellcodes *Repräsentationen* des Prozessors, nicht der ‚selbst‘. In diesem Sinne sind Programmiersprachen ebenso wie die von ihnen bereitgestellten Betriebssysteme und Anwenderprogramme ausschnittshafte Dissimulationen: Verstellungen, Verbergungen, Prozesse des Unähnlichmachens. Eben diese Dissimulation geschieht im Prozeß der digitalen Signalverarbeitung, insofern beliebig ‚voreingestellte‘ und - aus der Perspektive des Anwenders wie des Programmieres -

imaginär konfigurierbare Schnittstellen in die ‚rein stellenwertige‘ Transitionslogik des binären Codes *übersetzt* werden. Diese mediale Nichtkoinzidenz des digitalen Mediums mit sich selbst wiederholt sich auf der imaginär- metaphorischen Ebene der graphischen Benutzeroberflächen und ihrer ikonographischen Gestaltung, wie kindgerecht letztere auch vereinfacht werden mag. Die Eigenart der medialen Übertragungsfähigkeit steigert sich sodann, wenn man die digitale Repräsentation von bisherigen Aufzeichnungs- und Übertragungsmedien reflektiert: Es werden hierbei ja nicht nur die vormaligen medialen Apparate simulierbar, sondern auch jeweilige bisher als medienspezifisch geltende Darstellungsweisen und Erzählformen (vgl. zu diesen Überschneidungen die Fallanalysen zum Spielraum von Hypertext und Hypermedia in dem Band ‚Konfigurationen‘). Und es ist dieses unüberschreitbare imaginäre *interface*, welches *in Gestalt* der computergenerierbaren Repräsentation von Repräsentationsweisen einen virtuellen, unheimlichen Raum von Sichtweisen und Blickbeziehungen herausbildet. Seiner metaphorischen bzw. gespenstigen Zwischenwelt (der uneigentlichen Spekralität des Technischen, wie Derrida sagt (*spectres de marx*)) ist es verdankt, daß wir die intermedialen Unterschiede und Brüche in den Darstellungsweisen neuer Medien oder genauer: Medienverbünde (Filme Peter Greenaways, Videoinstallationen im digitalen Raum usw.) erkunden können.

Der Selbstentzug oder die nicht-ontologisierbare Metaphorik der Medien läßt nun auch eine medientheoretische Bestimmung des Verhältnisses von Medien, Technik und Kunst zu, die der gängigen Opposition von Instrumentalität der Medien und kreativer ‚Autorschaft‘ des Künstlers sich entzieht. Gerade in der Bestimmungen des Ästhetischen zeigt sich dies. Denn im *sensus communis*, im Gemeinsinn der ästhetischen Urteilskraft, so wie ihn Kant zu bestimmen versuchte, zeigt sich nicht, wie man gegen vorschnelle und gängige Kantinterpretationen zeigen kann, das *Erhabene* als ein intentional *erfüllbarer* Sinn, sondern vielmehr das Undarstellbare an ihm: „Die reflektierende Urteilskraft verfährt also mit gegebenen Erscheinungen [...] *technisch*, nicht gleichsam bloß mechanisch, wie ein Instrument, unter der Leitung des Verstandes und der Sinne, sondern *künstlich*, nach dem allgemeinen, aber zugleich unbestimmten Prinzip einer zweckmäßigen Anordnung der Natur in einem System, gleichsam zu Gunsten der Urteilskraft[...]“ (Kant 1983, S. 190) In diesem ‚gleichsam‘, d.h. in der Darstellungsregel des ‚als ob‘, das ich oben die Metaphorizität des Medialen genannt habe, bekundet sich, gerade mit den Sichtweisen und Präsentationsformen der neuen Medien, ein Chiasmus von Sprache und Technik, der

ihr instrumentelles Verständnis *verwindet*: "Technik und Künstlichkeit vor aller Kunst [haben] sich also immer schon im Feld einer ursprünglichen Diszlokation [...] zugetragen, wo sie nämlich den Ursprung des Mangels oder vielmehr den *Mangel an Ursprung* supplementieren." (H.-J. Lenger)

Medialität als Rand der Sichtbarkeit

McLuhans Diktum, daß das, was in Medien *erscheint*, andere Medien seien, wird lesbar nur, wenn der Status dieses Erscheinens selbst zum Fokus medientheoretischer Reflexion wird. Weder Mittel noch Milieu, verwies uns die Metaphorik der Medien darauf, sie als Mit-Teilung, als Mit-Teilbarkeit zu verstehen, d.h. als je ausschnittshafte Einrahmung des Wahrnehmbaren und Mitteilbaren (Sichtbaren, Hörbaren). Die Medien (zu denen in diesem Sinne analoge wie digitale Bildgebungsverfahren gehören) sind stets Weisen der Reproduzierbarkeit. Und darin im Doppelsinne des Wortes vor-weg-nehmende Einbildungskraft. Imaginäre Antizipationen von Gestaltfixierung und –auflösung. Als solche hat diese Mit-Teilbarkeit keinen vorgegebenen Ort, sondern eröffnet als horizontverschiebende Dazwischenkunft die stets medial bedingten Formen der Erscheinungen. Keine Erscheinung ist also ohne das ihr vorgängige *Zu-Erscheinen-Geben* denkbar. Auch hier hilft ein neu gelesener begriff der Philosophie, nämlich Platons im Timaios zu findender, vieldeutiger Begriff der ‚Chora‘: Behälter, Mutter, Sieb, aber auch Abdruckträger. (Vgl. hierzu J. Derrida, Chora). Chora meint einen seltsamen Zwischenraum, eine Kluft, die bei Platon weder bloß sinnlich noch intelligibel ist, aber auf rätselhafte Weise am Intelligiblen *teil-nimmt*. Die Chora wird nicht geboren und stirbt nicht. Die Metaphorik der Chora umschreibt, wie Derrida in seiner minutiösen Lektüre gezeigt hat, einen ana-chronischen Zwischenraum, ein vor-zeitliches ‚Bereits‘, daß jeder Einschreibung Statt gibt, aber als *Träger* keinen eigenen Sinn hat, als Bote sich der Botschaft (Bahr) enthält. Die umwegige Metaphorik der chora findet vsich wieder in Merleau-Pontys Bestimmung der Zwischenleiblichkeit als Chorismos, der weder ist noch nicht ist, weder anwesend noch abwesend, weder aktiv noch passiv, weder das Gute (epekeina tās ousias) noch das Schlechte, weder Gott noch Mensch, weder das lebendige noch das Nichtlebendige.

Die Chora entzieht sich dem theomorphen wie anthropomorphen Schematismus (vgl hierzu J. Derrida, Wie nicht sprechen?). In der Re-Inszenierbarkeit photographischer oder

filmischer Blickverhältnisse etwa, die das digitale Medium zu tragen und zu übertragen sich anbietet (im Sinne einer maieutischen Matrix: chora), zeigt sich der metaphrologische Status der Einbildungskraft als historisch sich verschiebende Verschränkung von Medienwollen und Kunstwollen (zu dieser Unterscheidung cf. Die Arbeit v. L. Wiesing). Nicht von ungefähr begann sich diese Lektüre der Chora als Verkreuzung von Sichtbarem und Unsichtbarem am Rande der Phänomenologie herauszubilden, im Gewahrwerden ihrer Krise, d.h. des Gewahrwerdens des unhintergehbaren Teilungscharakters der Sprache und bestimmter medialer Repräsentationen (Photographie bei Husserl; vgl hierzu I. Därmann, passim) Denn es ist gerade die von der phänomenologischen Forschung in ihrer Analyse des Wahrnehmungs-, Bild- und Zeichenbewußtseins gesuchte 'leibhaftige Selbstheit' des Subjekts, die dieses auf die mediale *Fremdgegebenheit* seiner Wahrnehmungen zurückverweist. Im Feld der visuellen Wahrnehmung, in dem der Begriff der *lebendigen Gegenwart* fundierbar schien, bricht, wie Merleau-Ponty gezeigt hat, das Unsichtbare als 'eigensinnige' phänomenale Gegebenheit ein, aber nicht als ein bloß Noch-Nicht-Sichtbares innerhalb des Registers der Sichtbarkeit, sondern als ein *konstitutiver* blinder Fleck, der das Sichtbare einrahmt, 'selbst' aber nie vor Augen tritt. Dies ist der konstitutiv ,blinde' Fleck des Sehens.

(modifizierter Auszug aus: G.C. Tholen, Der blinde Fleck des Sehens:

Bereits die von Merleau-Ponty in seiner *Phänomenologie der Wahrnehmung* formulierte These, daß wir der Dinge nie sicher sein können, weil sie nicht *vollständig* in unserem Gesichtsfeld auftauchen, ist eine implizit medientheoretische: Das Sichtbare als Sichtbares entspringt einem Horizont nur, wenn und indem sich das diesen Horizont markierende Nicht-Sichtbare, d.h. der nicht als Horizont gegebene Einschnitt medialer Konfigurationen, zurückgezogen hat bzw. unsichtlich bleibt. In zeittheoretischer Perspektive heißt dies: Die *Anwesenheit* unseres Sehens verdankt sich der *Abwesenheit* des Blicks, der entzogen bleibt, damit es überhaupt etwas zu sehen (oder zu hören) gibt. Der Rand des Gesehenen ist mithin - gerade in medienhistorischer Hinsicht (Simon 1992) - als der ein-schneidende Riß in der Wahrnehmung definierbar. Merleau-Ponty nennt diese mediale Zäsur in seinem Spätwerk - in einer vorläufigen Metaphorik - die abgründige *Dazwischenkunft des Anderen*. Es gibt für diese 'Ent-staltung' des Sehens, so Merleau-Ponty, in der bisherigen Philosophie keinen Namen. Und doch macht dieses 'Geflecht der Abwesenheit' eine im Gegenzug zur platonischen Bildaskese nicht im

ontologischen Schema von Bild und Abbild aufgehende re-präsentative Dynamik der Bildlichkeit vorstellig: “Das Bild rivalisiert nicht mit dem Schein, es rivalisiert mit dem, was Platon jenseits des Scheins uns als Idee vorstellt. Weil das Bild jener Schein ist, der behauptet, er sei das, was den Schein gibt, steht Platon auf gegen die Malerei als Aktivität, die mit der seinen rivalisiert.” (Lacan 1978, S. 119).

Der Rand des Sichtbaren, der sich der konstitutiven Abwesenheit des Blicks verdankt, verschiebt im Wechselspiel alter und neuer Medien die Texturen der Sichtbarkeit, deren ausschnittshafte Fragilität trotz aller Künstlichkeit der “synthetischen” und “prothetischen” Bilder (Derrida 1995, S.92) als solche bestehen bleibt. Die “fraktale Topographie” (Nancy 1994, S. 182) des Blicks läßt sich nicht auflösen oder ersetzen. So übersieht die kulturkritische Medientheorie, insofern sie in der multimedialen ‘Bilderflut’ die Geschwindigkeit der von den elektronischen Bildmedien erzeugten Erscheinungen beklagt, die Kluft zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem: Ort der Medien und Frage der Kunst zugleich. Die Klage nämlich über die *technische* Substitution des Auges als Angelpunkt (Sehpunkt) einer vermeintlich *natürlichen* Wahrnehmung, die Paul Virilio etwa als ‘verlichtende’ Gefahr der “Sehmaschinen” (Virilio 1989) zu brandmarken suchte, übersieht, daß der Blick nie im Sehstrahl des Auges fixiert, also auch in keinem *Ersatz* des menschlichen Auges *ersetzt* werden kann. Keine Tele-Vision kann das ‘Reale’ auflösen, weil dieses den Bildern, die wir uns von ihm machen, entzogen bleibt. Sonst gäbe es keine Aus-Schnitte oder Mit-Teilungen, in denen sich zwischen alten und neuen Medien Konfigurationen verschieben könnten.